



Vortrag Bode Bad Herrenalb

Es gab eine Zeit in Deutschland, die erst vor wenigen Jahren zu Ende ging, als den Angehörigen der Kriegskinderjahrgänge der Gedanke noch völlig fremd war, sie hätten als Generation ein besonderes Schicksal. Der Satz „Ich bin ein Kriegskind“ fiel äußerst selten, und noch seltener sprach ihn jemand unbefangen aus.

Als mein Buch „Die vergessene Generation“ vor sechs Jahren erschien, gab es noch kein öffentliches Bewusstsein zur Thematik „Kriegskinder“ und keine nennenswerte Forschung. Das ist jetzt anders. Die Studien kommen zu ähnlichen Ergebnissen: Acht bis 10 Prozent der Menschen, die als Kinder Krieg und Vertreibung erlebten, sind heute – im Alter - psychisch krank. Sie leiden an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Im Gegensatz dazu Vergleichszahlen der Schweiz: Hier sind in den Jahrgängen der Rentner und Ruheständler nur 0,7 Prozent betroffen.

Darüber hinaus gibt es noch weitere 25 Prozent älterer Deutsche, bei denen sich die Spätfolgen zwar weniger gravierend, aber immer noch deutlich zeigen. Sie sind, wie es der Traumaforscher Michael Ermann von der Universität München formulierte, „in ihrer psychosozialen Lebensqualität eingeschränkt“. Was das bedeutet? Zum Beispiel: Angst vor Veränderungen - denn veränderte Lebensumstände setzen sie enorm unter Stress - Schwarz-Weiß-Denken, ein extrem hohes Bedürfnis nach materieller Sicherheit, schlechter Kontakt zu der Welt der Jüngeren, unterkühlte, wenig emotionale Beziehungen. Häufig sind davon auch die Nachkommen belastet. Fast alle Kinder der Kriegskinder, die in meinem jüngsten Buch „Kriegsenkel“ zu Wort kommen, berichten von einem Mangel an Wärme ihren Herkunftsfamilien. Der immer wiederkehrende Satz dazu lautet: „Ich kann meine Eltern emotional nicht erreichen.“

Man kann also sagen: Ein Drittel jener Menschen, die ihre Kindheit oder Jugend im Krieg verbrachten - in etwa die Jahrgänge von 1928 – 1945 - ist noch heute von den Spätfolgen belastet. Die Forschung hat herausgefunden, dass bei Menschen, die sich nicht von ihren Traumata erholt haben, der Cortisol-Spiegel zu niedrig ist. Daher ihre Anfälligkeit für Stress. Luftangriffe, Tiefflieger, der Verlust von Angehörigen, Vertreibung und Hunger – dies alles kann also körperliche und seelische Auswirkungen haben.

Mitte der neunziger Jahre hatte ich als Journalistin begonnen, mich mit den Kriegskindern zu beschäftigen, in etwa die Jahrgänge von 1930 bis 1945. Ich selbst wurde 1947 geboren, ich bin also ein Nachkriegskind. Ausgangspunkt war bei mir ein Krieg, der uns geographisch sehr

nahe rückte. Anfangs sprach man noch gar nicht von einem Krieg, sondern von einem Konflikt – Sie erinnern sich – der Bosnienkonflikt. Das Leid der bosnischen Kinder im Fernsehen brachte mich zu den Fragen: „Wie geht es eigentlich den *deutschen* Kriegskindern heute? Wie haben sie ihre frühen Erfahrungen mit Gewalt, Bomben, Flucht, Hunger und Tod in der Familie verkraftet? In welchem Ausmaß blieb das spätere Leben davon geprägt?“

Das Verblüffende war, dass sich in den neunziger Jahren außer mir kaum jemand dafür zu interessieren schien. Weder die Kriegskinder selbst, noch Ärzte, Psychotherapeuten, Seelsorger, Redakteure. Also fragte ich die Betroffenen selbst. Tatsächlich nutzte ich dazu jede Gelegenheit, auch zufällige Begegnungen, in der Bahn zum Beispiel. Fazit meiner Gespräche im ersten Jahr: An Kriegserinnerungen war noch heranzukommen, aber die Frage nach den Kriegsfolgen wurde so gut wie nie beantwortet. Am häufigsten hörte ich Sätze wie „Andere haben es schlimmer gehabt“ oder „Es hat uns nicht geschadet“ oder „Das war für uns normal“. Finale Sätze. Ende des Gesprächs. Es ging mir nicht besonders gut in diesem ersten Jahr meiner Recherche. Mich haben die Begegnungen häufig verwirrt, ich geriet in einen inneren Zwiespalt. Einerseits sagte ich mir, dass die Deutschen ja wohl kaum wie die Weltmeister für die Kinder in Kriegsgebieten spenden würden, wenn an dem ganzen Thema nicht dran sei. Andererseits: sie waren sich so einig, diese Kriegskinder, und ich hatte nicht das Gefühl, dass ich angelogen wurde.

Westdeutschland - auf die DDR werde ich noch zu sprechen kommen - kann eine umfangreiche Vertriebenenliteratur vorweisen. Doch über die Kinder steht dort kaum etwas. 14 Millionen Deutsche waren nach Kriegsende ohne Heimat. Warum ist so gut wie nie von den Flüchtlingskindern die Rede gewesen?

Als die Kinder sich angepasst hatten in West und Ost, als sie gute Schulnoten heimbrachten, da waren die Eltern beruhigt. Es hatte also funktioniert, dass man den Kindern bei Kriegsende nahe gelegt hatte: „Vergiss alles. Sei froh, dass du lebst. Schau nach vorn“. Daran haben sie sich gehalten. Den meisten Angehörigen der Kriegskindergenerationen gelang es, vor allem auch durch unermüdliches Arbeiten, ihre Schreckenserinnerungen auf Abstand zu halten. Das bedeutete aber nicht zwangsläufig ein unbelastetes Seelenleben. Man erzählte vom Krieg, das schon, aber beiläufig. Dazu der Satz: Das war für uns normal, das haben wir doch alle erlebt. So empfinden es Kinder. Diese gefühlte „Normalität“ blieb also noch im Erwachsenenalter bestimmend.

Seit 2004 mache ich Lesungen, zu denen Menschen kommen, weil sie Kriegskinder sind. Jedes Mal bestätigt sich: Das wirklich Neue an der Thematik „Kriegskinder“ sind *nicht* die Schrecken des Krieges. Es ist ja bekannt, dass Kinder, Alte und Kranke am stärksten unter

kollektiver Gewalt leiden. Das Neue ist: Hier handelt es sich um eine große Gruppe von Menschen, die in der Kindheit verheerende Erfahrungen machten, aber über Jahrzehnte in der Mehrzahl *eben nicht* das Gefühl hatten, etwas besonders Schlimmes erlebt zu haben. Denn es fehlte ihnen der emotionale Zugang zu diesen Erfahrungen und damit auch der Zugang zu ihren wichtigsten Prägungen.

Ich erinnere mich, wie sehr es mich in den ersten Jahren meiner Buchrecherchen irritierte, wenn Menschen völlig gefühlsfrei von ihren Kriegsschrecken berichteten, in einer Stimmlage, als läsen sie aus einem Telefonbuch vor. Sie klangen wie betäubt. Wer so redet, dem kann man nicht lange zuhören. Erst jetzt, im Alter, fangen viele Menschen an zu begreifen, wie stark sie von ihren frühen Verlusten und Bedrohungen geprägt wurden. Ein solcher Prozess - die Rekonstruktion der eigenen Kriegskindheit - wird am Ende überwiegend als entlastend, wenn nicht gar als befreiend erlebt. Im meinem Bekanntenkreis fällt mir immer wieder auf, wie stark sich während dieser „Befreiungsarbeit“ Sprache und Stimmlage verändern. Beides wird lebendiger. Das schlägt sich auch in den Fernsehbeiträgen zum Thema nieder. Wenn Zeitzeugen Zugang zu ihren Gefühlen haben, berühren uns ihre Aussagen tief. Nach langem Schweigen haben viele Kriegskinder endlich ihre Sprache gefunden – und sie werden gehört.

Häufig werden Kindheitserinnerungen aufgeschrieben werden. Unzählige Angehörige der älteren Generation sind derzeit damit beschäftigt. Viele haben das Gefühl, sie *müssen* es tun, denn im Alter fällt das Verdrängen immer schwerer. Es ist daher nicht übertrieben, von einem Erinnerungsboom zu sprechen. Einiges spricht dafür, dass es hier ein heilsamer Prozess in Gang gekommen ist. Der Traumaforscher Michael Ermann von der Universität hat herausgefunden: Viele Angehörige der Kriegskinder-Jahrgänge erleben sich in ihrer Identität verunsichert. Nicht selten haben sie das Gefühl, ihren Platz in dieser Welt noch nicht gefunden zu haben. Der Grund für diese verunsicherte Identität ist, dass die wichtigsten Prägungen so lange nicht zur Kenntnis genommen wurden. Michael Ermann erklärt: „Ohne Erinnerungsarbeit gibt es kein Gefühl der Kontinuität des eigenen Lebens - ohne diese gibt es keine positive Identität.“ Darum also geht es vielen Kriegskindern, wenn sie sich im Alter ihren frühen Erinnerungen zuwenden: Sie wollen das eigene verunsicherte Lebensgefühl in eine positive Identität verwandeln. Sie spüren, dass sie diesen Weg gehen müssen, um in ihrem letzten Lebensabschnitt inneren Frieden zu finden.

Vor zwei Jahren erreichte mich der Brief einer Leserin aus Griechenland. Sie schrieb, eine Touristin habe ihr mein Buch dagelassen, das sie daraufhin wieder und wieder gelesen habe. Und nun verfüge sie zum ersten Mal über Worte für das, was ihr in der Kindheit widerfuhr. Das wolle sie mir schreiben. Hier ist ihr Bericht.

Drei gesunde glückliche Kinder waren wir, - geboren 1934, 1938, und ich die Jüngste 1939 - in Oberschlesien, bevor wir uns im so kalten Januar 1945 auf die Flucht begaben. Der Vater, kurz zuvor noch eben „eingezogen, wir haben ihn nicht wieder gesehen - ich kenne ihn nicht. Es geht eine Weile ganz gut, man funktioniert, natürlich gehorcht man der noch so jungen hilfsbedürftigen Mutter, Witwe und ohne Bezüge. In der Schule immer die besten Noten, immer sauber und ordentlich bis dann spätestens um die Pubertät herum entweder alles zusammenbricht oder sich extreme Auswirkungen zeigen, um die sich niemand gekümmert hat, kümmern konnte. Mein Bruder Stotterer, meine Schwester biss sich die Fingernägel ab bis fast nichts mehr vom Nagel zu sehen war, ich war Bettnässer, voller Angsträume Schlafstörungen und Depressionen.

Aber man funktioniert weiter, das musste man, das gehörte sich so, um nur ja der Mutter keine Sorgen zu machen. Dann liefen die ganzen Fragen um unsere Berufswahlen schief - und für mich begannen - über einen Zeitraum von 23 Jahren - insgesamt 5 Psychiatrieaufenthalte mit schweren Depressionen. Die lange Ausbildung (stets als Jahrgangsbeste) blieb unabgeschlossen, und berufslos habe ich dann unter der Diagnose Vegetative Dystonie, mit Librium und Adumbran meine jüngeren Jahre verbracht. Ich hielt mich mit Jobs über Wasser - immer mit der Sehnsucht nach dem Alter, wo es mir besser zu sein schien.

So war es dann auch, dank einer winzigen Frührente seit ich 49 Jahre alt bin und dem kleinen Erbe aus dem Lastenausgleich konnte ich mir hier in Griechenland ein letztes, geliebtes zu Hause schaffen. Ich lebe - wohl mit Depressionen - aber doch wie in einem Paradies, das ich immer noch wie ein großes Wunder täglich dankbar erfahre. Zwar sehr allein, denn der Rest der Familie ist auseinander gebrochen (auch das eine Kriegsfolge). Beide

Geschwister geschieden – ich hab's ja gar nicht erst probiert.

Nun verbleiben noch ein paar wenige Jahre mit großem Garten, mit Hühnern und Esel, mit Töpferstübchen zwischen den Blumen, mit dem Meer und einer grandiosen Landschaft. Barbara W., heute 71 Jahre alt, vaterlos, kinderlos

Das Schicksal der Kriegskinder wurde erst im Jahr 2005 bei dem ersten großen Kriegskinderkongress in Frankfurt öffentliches Thema, und es bestätigte sich: Natürlich sind die Kriegskindheitserfahrungen sehr unterschiedlich gewesen, und entsprechend unterschiedlich waren die Prägungen. Aber es wurde auch sichtbar: Natürlich haben frühe Gewalterfahrungen im späteren Leben Folgen, auch wenn Menschen nicht wahrnehmen, wodurch sie untergründig gesteuert werden.

Nun ist es bei Traumatisierten so: Sie können über Jahrzehnte symptomfrei sein. Die Verdrängung ist gelungen, vor allem auch deshalb, weil man sich erfolgreich durch seine Arbeit ablenken konnte. Aber bei zutiefst verunsichernden Lebensumbrüchen, wenn man die Arbeit verliert, oder wenn schwere Krankheit einen Menschen völlig hilflos macht, dann können die Traumata aus der Kindheit reaktiviert werden. Es wäre gut, wenn sich dies in der älteren Generation herumspräche, denn diese frühen Traumata können der Grund zum Beispiel für eine Altersdepression oder eine Alterssucht sein.

Erst seit wenigen Jahren erst ist „Kriegskinder“ eine Generationsbezeichnung. Zuvor sagten diese Jahrgänge von sich: „Wir sind die Nachkriegsgeneration“. Auch Helmut Kohl sah sich so - er wurde 1930 geboren. $\frac{3}{4}$ seiner Kabinettsmitglieder gehörten diesen Jahrgängen an – also etwa von 1928 – 1945. Sie sprachen vom Krieg, aber beiläufig. Sie sagten: Das war für uns normal, das haben wir doch alle erlebt. So empfinden es Kinder. Das heißt: Sie waren auch noch als Erwachsene in dieser Kinderhaltung stecken geblieben und waren davon überzeugt, prägend seien für die fünfziger Jahre gewesen. Erst jetzt, im Alter, sagen sie: Wir sind die letzte Kriegsgeneration.

Es ist an dieser Stelle wichtig, sich klar zu machen, wie unterschiedlich in den Nachkriegsjahrzehnten mit den Themen Krieg und NS-Vergangenheit umgegangen wurde und welche Perspektive wann dominierte. Seit den 1970er-Jahren, vor allem seit die amerikanische Fernsehserie „Holocaust“ gesendet worden war, galt das Thema „Die Deutschen als Opfer“ als kulturell nicht mehr erwünscht. In den Medien, an den Schulen, in der Forschung ging es fast ausschließlich um die Fakten und Hintergründe von

Hitlerdeutschland, um die Opfer der NS-Verbrechen. Vor diesem Paradigmenwechsel hatten die Deutschen sehr wohl darüber geklagt, wie sehr sie im Krieg, in der Gefangenschaft, während der Nachkriegsarmut gelitten hatten. Die Not und die totalen Verluste der Heimatvertriebenen waren im Westen des geteilten Deutschlands ein unüberhörbares öffentliches Thema (im Osten dagegen überhaupt nicht).

An dieser Stelle möchte ich etwas zur DDR sagen, wo die Vertriebenenenerfahrung als öffentliches gesellschaftliches Thema verboten war. Die Sowjets wurden „Freunde“ genannt. Über die Massenvergewaltigungen durch Angehörigen der Roten Armee lag ein noch dichter Mantel des Schweigens als im Westen.

Die Umsiedler hatten den Mund zu halten und sich anzupassen. Mit dem Mauerfall wurden alle Ostdeutschen extrem veränderte Lebensumstände zugemutet. Am schlechtesten kamen damit jene zurecht, die 1989 45 Jahre und älter waren. Lange Zeit habe ich, wie alle anderen gedacht, dies hinge vor allem mit dem Verlust des Arbeitsplatzes zusammen. Heute denke ich: Wir müssen den Faktor Kriegskindheit mit hinzunehmen. Mein Buch „Die vergessene Generation“ hat in Ostdeutschland nicht gezündet. Das Bedürfnis, sich mit seiner Kindheit auseinandersetzen ist bei den Rentnern dort kaum ausgeprägt. Inzwischen werde ich immer häufiger von deren Kindern eingeladen, und zwar in Regionen, wo besonders viele Flüchtlingsfamilien, aus Ostpreußen, Schlesien etc. leben.

Wenn wir heute Vormittag Kriegsfolgen in Deutschen Familien in Blick nehmen, dann handelt es sich dabei überwiegend um die Folgen von Vertreibung und Flucht auch für die Nachkriegsgeborenen. Aber auch Bombenkrieg, der Verlust von Vater oder Mutter, Tieffliegerbschuss, Hunger und Verarmung der Familien können die Hintergründe für nicht aufgearbeitete Traumata sein. Für die Nachkommen sind die Belastungen ähnlich – sie drücken sich stets in einem verunsicherten Lebensgefühl aus.

Unverarbeitete Lebenskatastrophen werden häufig an die nachfolgenden Generationen weitergeben, das hat die Traumaforschung, die Bindungsforschung und allen voran die Holocaustforschung zweifelsfrei herausgefunden. Kinder können die Kriegsängste ihrer Eltern „erben“.

Die eindrucksvollste Beschreibung dazu las ich in einem Beitrag der Schauspielerin Esther Schweins, geboren 1970. Im ZEITMagazin schrieb sie über einen immer wiederkehrenden Alptraum aus ihrer Kindheit und Jugend¹:

((Zitatanfang))

Ich trage Zöpfe, eine weiße Bluse und darüber ein blaues Dirndl. Ich laufe auf einer Wiese umher, als plötzlich ein entsetzlicher Krach Himmel und Erde aufreißt, sich Dunkelheit zu allen Seiten auftürmt, mir das Atmen unmöglich wird.

Die Dunkelheit packt mich und katapultiert mich durch eine unsichtbare Röhre ins Nichts. Auf einmal wird es wieder licht. Vor mir steht ein einäugiger Mann und hält mir einen Strauß Gänseblümchen hin. Ich nehme sie, und die Furcht weicht tiefem Frieden. Dann finde ich mich mit anderen Kindern auf einem Lehmhügel wieder. Wir spielen mit Glassteinen, bis eine Windböe meine Gänseblümchen mit sich reißt. Ich darf nicht aufblicken, sonst ist wieder ein Kind weg, komme vielleicht ich an die Reihe. Ich kann nicht anders, blicke wiederholt verstohlen auf, immer fehlt eines oder mehrere Kinder. Ich weiß, sie kommen nicht wieder. Ich bin dran.

Ich stehe mit anderen Kindern vor einem Wachhäuschen an und habe Furcht. Die Männer, die uns durchwinken, lächeln. In ihren Mündern ist es schwarz. Wieder packt mich die Dunkelheit, es geht durch die unsichtbare Röhre, die ich nicht berühren darf, wie auf einer Achterbahn durch das Nichts, urplötzlich sitze ich wieder auf dem Lehmhügel. Ich bin allein. Keines der anderen Kinder ist mehr da. Dann steht dort wieder der Einäugige. Jetzt hält er nur ein Gänseblümchen in der Hand. Ich nehme es, atme auf und erwache.

Ich bin eine erwachsene Frau und meine Mutter Großmutter, als ich ihr zum ersten Mal von „demselben immer wiederkehrenden Traum“ berichte. Sie hört gespannt zu. Als „Lärm und Dunkelheit sich auftürmen“, schluckt sie, und als mir der Mann die Gänseblümchen überreicht, fängt sie zu weinen an.

Sie beruhigt sich, beginnt selbst zu erzählen: Es ist März 1942, als sich meine Mutter, damals fünf, das Haar zu Zöpfen geflochten, in einem blauen Dirndl davonestiehlt, um auf einer Wiese für ihre Mutter Gänseblümchen zu pflücken. Die Mutter freut sich, stellt die Blümchen in einer Vase auf eine Kommode, als der Bombenalarm losgeht. Die Flieger sind schon über der Stadt, sie verschanzen sich im Keller. Den Kopf zwischen den Knien, bangt das kleine Mädchen um die Gänseblümchen, die nun ganz alleine auf der Kommode stehen. Sie werden getroffen an diesem Tag, es sollte viele Stunden dauern, bis sie befreit wurden. Das Mädchen ist geblendet, doch es sieht, dass es keinen dritten Stock, kein Haus, keine Kommode mehr gibt. Aber alle sind am Leben.

Der Vater des Mädchens und Ehemann der Mutter war zu diesem Zeitpunkt schon an der Front gefallen. Er war eingezogen worden, obwohl er nur auf einem Auge sehen konnte. Über ihn, die Kinder und die Gänseblümchen wurde nie geredet, obschon mir im Laufe meiner Jugendzeit viele „Geschichten aus dem Krieg“ erzählt wurden. Zitat Ende

Es gab eine Zeit, in der nicht nur Eltern sondern auch Ärzte glaubten, kleine Kinder seien äußerst robust, fast schmerzunempfindlich, und sie würden selbst von den größten Schrecken ringsherum nichts mitbekommen. Als Beweis wurde stets der „selige Schlaf“ der Kleinen angeführt. Man war davon überzeugt, sie besäßen noch keinerlei Antennen für die

Gemütsverfassung der sie umgebenden Erwachsenen, und lobte die beruhigende Wirkung von Babys in Zeiten des Schreckens.

Das Gegenteil ist richtig. Kinder sind äußerst feinfühlig. Sie spüren selbst jenes Grauen, das ihre Eltern tief in sich vergraben und deshalb nicht mehr in ihrem Bewusstsein haben.

Der Bindungsforscher und Kinder- und Jugendpsychiater Karl Heinz Brisch macht deutlich: „Klassischerweise werden eigene, unverarbeitete Erlebnisse der Eltern in der Interaktion mit dem Säugling wieder lebendig – geradezu wie Gespenster aus der Vergangenheit.“ⁱⁱ

Wie mag es in Familien aussehen, wenn die Eltern als Kinder traumatisiert wurden und sich nie wirklich davon erholten? Zum besseren Verständnis möchte ich gern einen Ausschnitt aus meinem Buch „Die vergessene Generation“ vorlesen.

„Wir sind eine heile Familie!“

Als ich an dem Kriegskinderbuch arbeitete, fielen mir immer wieder die Schneiders* ein. In meiner früheren Nachbarschaft wohnten sie zwei Stockwerke unter mir, ältere Leute, die fast täglich von ihren Kindern besucht wurden. Sie waren zwischen dreißig und vierzig Jahre alt.

Vor allem die zwei ältesten Kinder schauten nicht mal eben vorbei, sondern tranken mit ihnen Kaffee und erzählten vom Tage. Sie taten es noch, während sie sich im Flur verabschiedeten. Was für ein ungewöhnlicher Zusammenhalt, dachte ich. Als ich einmal Frau Schneider darauf ansprach, sagte sie strahlend: „Gott sei dank sind wir eine heile Familie!“

Sie war eine kleine, runde Frau mit grauen Löckchen und schnellen Bewegungen. Unsere kurzen Kontakte erwiesen sich in der Summe ergiebig, so dass ich nach und nach mehr über die Schneider-Familie erfuhr. Deren Gespräche drehten sich in erster Linie darum, wie der Alltag zu regeln war. Hilfsbereitschaft stellte den größten gemeinsamen Wert dar. Niemand wurde im Stich gelassen, wenn sein Auto versagte, wenn er arbeitslos wurde oder der Ehepartner ihn verlassen hatte.

Der Vater war Verwaltungsbeamter im vorzeitigen Ruhestand, herzkrank, Infarktpatient. Schlechte Nachrichten, erfuhr ich, seien möglichst von ihm fernzuhalten. Auch Mutter Schneider, eine Hausfrau, war in den Augen ihrer Kinder wenig belastbar. Wann immer man in ihrer Gegenwart ein schwieriges Thema ansprach, schossen ihr die Tränen in die

Augen. Ich habe es selbst gelegentlich erlebt, zum Beispiel, als ich ihr erzählte, dass der Blumenladen an der Ecke schließen würde.

Man durfte ihr offenbar nichts Negatives zumuten. Auch keine „Problemfilme“ im Fernsehen. Am besten entspannte sie sich durch leichte Musik, Kreuzworträtsel und die Sammelromane von „Readers Digest“. Sie war eine liebe, herzliche Person. Niemand wollte ihr wehtun. Also wurde geschwiegen.

Ich vermute, die Tragik der Schneiders war, dass die Mutter alle in Schach hielt. Sie war es, die bestimmte, welche Themen erlaubt waren und welche nicht. Ganz sicher war es nicht erlaubt, offen darüber zu sprechen, obwohl alle Kinder es wussten - dass die Tochter nur deshalb ständig knapp bei Kasse war, weil sie einem Liebhaber immer wieder mit beachtlichen Summen unter die Arme griff. Für die Eltern war „ihre Doris“ jemand, der nun mal nicht mit Geld umgehen konnte, weshalb bereitwillig ihr Bankkonto ausglich wurde.

Außerdem riskierte niemand, laut zu sagen, was der Vater vielleicht ahnte und was die drei Geschwister definitiv wussten: dass der jüngste Sohn regelmäßig Drogen nahm. Einmal nachts, als ich ihn in der Eckkneipe traf, hatte mir Klaus auch die Begründung genannt: „Die Atmosphäre am Familientisch kann ich eigentlich nur breit ertragen.“ Darum war er die einzige, der sich der Rituale gelegentlich entzog. Auf Drogensucht wäre man bei ihm nicht ohne weiteres gekommen. Ein unauffälliger, bieder gekleideter Mann von Mitte dreißig, Versicherungsvertreter, verheiratet, ohne Kinder.

Die anderen Geschwister waren ebenfalls kinderlos, allerdings schon wieder geschieden. Sie schienen grundsätzlich Pech zu haben in ihren Beziehungen. Die jeweiligen Ehepartner waren mit großer Herzlichkeit in die Familie aufgenommen worden. Zuwendung und Hilfsbereitschaft hatten sie auf geradezu überwältigende Weise erfahren. Aber als die Ehen in die Brüche gingen, wurden die Schwiegertochter und der Schwiegersohn regelrecht verstoßen. Sie allein waren schuld, dass die Beziehung nicht gehalten hatte. Auch fielen alle anderen Menschen in Ungnade, die in dieser Frage nicht hundertprozentig die Schneider-Linie vertraten.

Wie Klaus, der Jüngste, mir bei unseren Kneipengesprächen enthüllte, lag bei den Schneiders das Versagen stets außerhalb ihrer Familie. Und so ergab sich reichlich Gesprächsstoff beim Essen, wenn man sich gemeinsam darüber aufregte, wie unverschämt sich der oder die verhalten hätte, wie ungerecht der Chef des Sohnes sei, wie die Tochter von ihrer Abteilungsleiterin gedeckelt werde, wie überhaupt die Welt schlecht sei, und

warum eine rotgrüne Regierung Deutschland in die Katastrophe führe. Da entpuppten sich freundliche, rechtschaffene Menschen als feindselige, rachsüchtige Charaktere. Eine Familie wie eine Burg, in der aus allen Schießscharten geschossen wurde.

Einmal hatte ich dem ältesten Sohn geholfen, seinen Wagen zur Werkstatt abzuschleppen. Man sagte uns dort, das Auto würde sofort repariert, wir könnten darauf warten. Peter machte auf mich einen schüchternen Eindruck. Als ich ihn nach seinem Beruf fragte, wich er aus und murmelte etwas von Import-Export. Von Klaus hatte ich erfahren, ihre Eltern hätten nie so recht verstanden, warum aus ihrer Kinderschar nicht wenigstens ein Akademiker hervorgegangen war. Immerhin besaßen Mutter und Vater Abitur, aber die drei Kinder schafften gerade mal die mittlere Reife.

„Mutter bekommt sofort feuchte Augen, wenn es um unsere Schulschwierigkeiten von früher geht“, hatte Klaus gesagt. Einmal erlebte er, dass seine Mutter von einem Bekannten gefragt wurde, ob sie eine Erklärung für das Schulversagen ihrer Kinder habe, und sie hatte geantwortet: „Sie waren wohl Spätzünder...“ Gleich alle drei? Wie war das möglich?

Frau Schneider stammte aus dem Sudetenland. Als sie fünf Jahre alt war, wurde ihre Familie vertrieben. Ihr Mann, drei Jahre älter, ein schlesisches Flüchtlingskind, überlebte die Zerstörung Dresdens. Wie man sich leicht vorstellen kann, gehörte die Kriegskindheit der Eltern zu den Tabuthemen in der Familie. Die Söhne und die Tochter wären nie auf die Idee gekommen, dass sie durch die Vergangenheit ihrer Eltern belastet sein könnten. Als ich Klaus einmal einen kleinen Hinweis geben wollte, wechselte er sofort das Thema. Offenbar spielte jeder der Schneiders „Blindekuh“ – mit schlimmen Folgen.

Keines der drei erwachsenen Kinder kam zu einem eigenen, selbständigen Leben. Der älteste Sohn nahm Drogen, die Tochter betrog ihre Eltern, der Jüngste verlor zweimal im Jahr seine Arbeitsstelle, die Mutter drohte ständig mit Tränen und der Vater würde bald sterben. Und alle hielten sich an der Devise fest: „Gott sei dank sind wir eine heile Familie!“

Keine Frage, es ist ein drastisches Beispiel, das ich eben vorgetragen habe. Ich tat es deshalb, weil es einen gewissen Wiedererkennungswert enthält. Wir alle kennen Familien ... Die Geschichte schrieb ich vor fünf Jahren. Ich traf die Familie kürzlich vor dem Kölner Dom wieder. So sieht es bei den Schneiders heute aus: Der Vater ist tot. Dem jüngsten Sohn, dem Drogenabhängigen, sieht und merkt man inzwischen deutlich an, dass er seelisch aus dem Gleichgewicht geraten ist. Der älteste Sohn ist mal wieder arbeitslos. Mutter Schneider und ihre Kinder beklagen weiterhin die böse Welt außerhalb ihrer heilen Familie.

Als mein Buch „Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“ schrieb, wünschte ich mir, das Buch würde Angehörige der Kriegskinder-Jahrgänge miteinander ins Gespräch bringen - was dann auch geschah. Womit ich nicht gerechnet hatte, war die große Resonanz der Kinder jener „vergessenen Generation“, also die Kinder der Kriegskinder, im Wesentlichen Angehörige der 1960er Jahrgänge. Sie sagten, die Lektüre habe ihnen zu mehr Verständnis für ihre Eltern verholfen. Darüber hinaus signalisierten fast alle Kriegsenkel große Probleme mit Mutter oder Vater. Dabei waren die Töchter und Söhne, die sich bei mir gemeldet hatten, schon zwischen 40 und 50 Jahre alt. Sie befanden sich also in einem Lebensabschnitt, in dem Menschen üblicherweise die Ablösung von ihren Eltern schon geraume Zeit hinter sich haben.

Keinesfalls handelt es sich nicht um die Probleme einer ganzen Generation. Wovon ich erzählen möchte, ist eine Auffälligkeit in den sechziger und siebziger Jahrgängen.

Viele Kriegsenkel berichteten von einem verunsicherten Lebensgefühl, von unauflösbaren Ängsten und Blockaden. Hatte man sich bis dahin als Generation ohne Eigenschaften gesehen, verblüffte und erleichterte die Kinder der Kriegskinder der Gedanke, offenbar doch generationsspezifische Probleme zu haben. Manche Kriegsenkel hatten sich von den Schreckensgeschichten geradezu überschüttet gefühlt, die meisten aber hatten nur Andeutungen gehört. Die Kriegsenkel berichteten davon, wie stark Mutter und Vater - Angehörige der dreißiger und vierziger Jahrgänge - durch die Vertreibung aus der Heimat und durch den Neubeginn in einer größtenteils feindseligen Umgebung Zeit ihres Lebens belastet blieben. Ich erfuhr von einem extremen Misstrauen, und dass die ehemalige Flüchtlingskinder nicht aufhörten, sich über die Zukunft existentielle Sorgen zu machen, auch dann, wenn sie ein gutes Auskommen hatten und gegen jedes Missgeschick versichert waren.

Ich möchte Ihnen nun eine Frau von Ende 40 vorstellen. Ich habe sie Monika Eichberg genannt. Sie stammt aus einer Arbeiterfamilie. Ich habe diese Geschichte ausgesucht, weil meiner Meinung nach in den Medien die erfolgreichen Karrieren der Heimatvertriebenen allzu sehr im Vordergrund stehen. Erklärt werden sie damit, dass die Eltern ihren Kinder viel Leistung abverlangt hätten: gutes Betragen sollte Hand in Hand gehen mit guten Schulnoten. Bei Monika Eichberg war das anders. Die Geschichte, die ich nun lesen werden, stammt aus meinem Buch „Kriegsenkel“ und hat den Titel: **Der lange Weg zur eigenen Identität.**

Es ist eine Geschichte über den Nachhall der deutschen Vergangenheit über zwei Generationen. Ich bitte Sie vorab um etwas Ausdauer. Die Darstellung stiller Dramen braucht sehr viel mehr Raum als die Darstellung von Kriegsdramen.

Ich lernte Monika Eichberg zufällig während eines Traditionsfestes der Bergleute im Ruhrgebiet kennen.

Mir gegenüber saß eine rundliche Frau in den Vierzigern. Das rotbraun gefärbte Haar und der freche Fransenschnitt standen ihr gut. Sie war die auffälligste Person am Tisch. Mit ihrem erkennbar teuren, hellgrünen Blazer hob sie sich optisch deutlich von den anderen Frauen des Ruhrgebiets ab. Dennoch gehörte sie dazu, denn sie duzte jeden links und rechts und quer über den Tisch. Mir, der Ortsfremden, erklärte sie, dieses Fest sei vor etlichen Jahren mit der Eröffnung des Museums entstanden, seitdem käme man jedes Jahr im Mai zusammen. „Sie wissen ja, wie traditionsbewusst wir im Pütt sind“, sagte sie. Ihr Vater habe hier als einfacher Bergmann gearbeitet. „Die Grube ist ein Teil meiner Heimat. Die schwarzen Männer hatten für mich als Kind immer etwas Vertrauenswürdiges.“ Sie war stolz auf ihre Herkunft.

Monika Eichberg* - so hieß die Frau - redete gern und offen heraus. Ich erfuhr, sie wohne inzwischen in Düsseldorf, aber das Fest sei ihr wichtig, sie komme jedes Jahr, genau wie ihre Eltern. Aber diesmal sei ihre Mutter in grässlicher Stimmung, also habe sie sich weggesetzt. „Wenn ich sie treffe, sehe schon an ihren Mundwinkeln, wenn es Stress geben wird. Heute bin ich doch lieber an einen anderen Tisch gegangen.“ Es stellte sich heraus, dass Monika Eichberg drei Kinder hatte und dass sie von ihrer Familie getrennt lebte. Viele Jahre hatte sie gebraucht, um sich dazu durchzuringen. Wie nicht anders zu erwarten, hörte die Mutter nicht auf, der Tochter deshalb Vorwürfe zu machen und sie zu drängen, zu ihrer Familie zurückzukehren.

Monika Eichberg betonte mir gegenüber, ihren Mann zu verlassen, um ihr eigenes Leben zu führen, sei der beste Entschluss ihres Lebens gewesen. Dann fielen einige Sätze, die mich im ersten Moment überraschten. „Er ist zwanzig Jahre älter als ich - ein typisches Kriegskind, wenn Sie wissen, was ich meine.“

Frisch verliebt

Acht Wochen später kommt es zu einem Treffen in ihrer Düsseldorfer Wohnung. Mir fällt sofort auf, wie stark sie abgenommen hat, was sie vergnügt bestätigt. „Ich hab mich verliebt. Endlich! Jetzt geht's bergab mit den Pfunden.“ Wir gehen zum Wohnzimmertisch, und während ich mich umschaue, fällt mir auf, wie unterschiedlich die Mehrzahl der Kriegskinder im Vergleich zu den Kriegsenkeln eingerichtet sind: dort die mit Möbeln voll gestellten Räume, die Teppiche, die vielen Bilder und Bildchen an den Wänden, und hier die gezielte, eher sparsame Ausstattung, schlichte, klare Formen, weiße Bücherregale, viel freie Fläche, keine Vorhänge, Holz- oder Parkettboden. Bei ihr handele es sich aber um Laminat, sagt meine Gastgeberin. Grundsätzlich stimmt sie mir zu: Ihre Eltern umgäben sich mit Deutscher Eiche, mit „Gelsenkirchener Barock“ - falls ich mir etwas darunter vorstellen könne. Dann erfahre ich, wie wenig sie sich in ihrem eigenen Haus wohl gefühlt habe, zwischen dunklen, wuchtigen Möbeln, die noch von den Schwiegereltern stammten. „Es gab Phasen, da hätte ich am liebsten die Kettensäge genommen“, bricht es aus ihr heraus. „In dieser Frage kam überhaupt kein Verständnis von meinem Mann.“ Ich bin überrascht. Die Frau, die mir gegenüber sitzt, strahlt soviel Kraft inklusive Überzeugungskraft aus, dass ich mir ein Unterliegen in Einrichtungsfragen überhaupt nicht vorstellen kann.

Im Laufe des Gesprächs wird deutlich: Monika Eichberg war auch in ihrem früheren Leben eine resolute Frau, die mit Umsicht und Sparsamkeit ihre Familie managte. Aber in wesentlichen Punkten, die ihre eigenen Interessen betrafen, fehlte es ihr an Durchsetzungskraft. Ihr Mann - genauso wie ihre Mutter - schien stets besser zu wissen als sie selbst, was gut für sie war. „Dagegen kam ich nicht an. Ich dachte immer, ich bin verkehrt. Ich hatte Angst verrückt zu werden, denn ich stand mit meinen Ansichten und Wünschen völlig allein da. Das kenne ich schon seit meiner Kindheit und Jugend.“ Zum Beispiel hatte

sie nach der Schule die Höhere Handelsschule besuchen wollen - mit dem Traumziel Chefsekretärin. Doch ihre Mutter, die damals als ungelernte Verkäuferin in einer Metzgerei arbeitete, wollte davon nichts wissen. Der Friseur nebenan suchte ein Lehmädchen, und sie hatte ihm schon zugesagt, die Tochter schicken. Monika gehorchte.

Du weißt gar nicht, wie gut du es hast

Ihre Eltern, Klara und Wolf Kasza*, sind beide Flüchtlingskinder; sie stammt aus Ostpreußen, er aus Schlesien. Über die Flucht und die Folgen der Flucht sprach Klara Kasza als erwachsene Frau nur noch in Andeutungen. Tochter Monika hat die wenigen Sätze ihrer Mutter noch genau im Ohr - sie klangen wie Vorwürfe: „Du weißt gar nicht, wie gut du es hast. Du weißt gar nicht, wie schlimm das damals alles war - auch die Ankunft in Westdeutschland, wo uns keiner haben wollte ...“

Klara Kaszas Haltung war: So schlecht, wie es ihr selbst ergangen war, konnte es ihren drei Kindern gar nicht gehen. Einmal hatte Monika nach einem Sturz beim Rollschuhlaufen große Schmerzen im Arm. Die Mutter meinte, es sei nichts Auffälliges zu sehen. „Aber mein Arm tut so weh!“ „Ach was, stell dich nicht so an!“ Abends ging der Vater mit dem Kind ins Krankenhaus - der Arm war gebrochen. Monika ergänzt: „Mutter hat uns auch mit hohem Fieber in die Schule geschickt. Das gab's nicht, dass man im Bett liegen blieb.“

Klara Kasza wusste immer, was richtig und was falsch war, sie weiß es bis heute. „Mutter hatte einen unglaublichen Einfluss auf mich“, sagt ihre Tochter und nimmt einen Schluck Kaffee „Sehen Sie hier die weiße Tasse. Wenn Mutter nur mit genügend Nachdruck dabei blieb: Diese Tasse ist schwarz! - dann glaubte ich am Ende auch, dass die Tasse schwarz sei.“ Erst seit einigen Jahren, fährt sie fort, habe sie gelernt, sich besser von ihr abzugrenzen. Allerdings: „Niemand kann mich so verletzen wie sie. Bis heute ist das so. Darum bin ich ihr

gegenüber immer auf der Hut. Wenn ich sie besuche, gucke ich, wie die Stimmung ist. Wenn ich merke, die Zeichen stehen auf Unwetter, lasse ich innerlich die Rollos runter und verabschiede mich schnell wieder." Zu ihrem Vater dagegen habe sie ein entspanntes Verhältnis. „Es existieren schöne Fotos von Vater und mir, als ich noch klein war. Seine Augen glänzen, meine Augen glänzen. Solche Fotos gibt es von mir und meiner Mutter nicht. Vater war sehr lustig. Er hat gern Leute um sich gehabt, er hat gern gefeiert. Er liebte meine Mutter sehr, ich glaube, er tut es bis heute. Als Kind habe ich immer gedacht: Meine Eltern lieben sich. Ich muss mir keine Sorgen machen, bei uns gibt es keine Scheidung.“ Heute glaubt Monika, ihr Vater *konnte* seine Frau nicht glücklich machen - egal wie viel Mühe er sich gab: Sie war und ist jemand mit einer tief sitzenden Lebensunzufriedenheit und einem Grundmisstrauen gegenüber Männern.

Als sie ihren fröhlichen Vater verlor

Monika verlor ihren fröhlichen Vater, als sie 11 Jahre alt war. Er starb nicht, er ging auch nicht fort. Er baute ein Haus. Er tat es, weil seine Frau es sich sehnlichst wünschte. „Ich verstehe sie heute auch“, sagt Monika Eichberg. „Es war wirklich furchtbar eng. Wir Kinder mussten uns ein Zimmer teilen, und Oma kam auch noch jeden Tag.“ Doch mit der Schuldenlast des Eigenheims verließ Wolf Kasza die Lebensfreude. Nun hieß es nur noch: sparen, sparen, sparen. Man durfte sich nichts mehr gönnen, keinen Urlaub, kein Fest. Wolf Kasza war vom Vater zum Heimwerker geworden. Er nahm seine Kinder kaum noch wahr. Mit 50 Jahren häuften sich bei ihm depressive Verstimmungen, die in den vergangenen Jahren noch erheblich zugenommen haben. Dennoch, versichert seine Tochter, sei er weiterhin im Vergleich zur Mutter der Optimistische, und sie verdanke ihm viel. „Er hat mir als Kind vermittelt, dass man Freude am Leben haben soll und dass man sich nicht unterkriegen lassen darf. Mutters Botschaft dagegen

lautete: Bloß nicht auffallen. Bloß keine Veränderung. Bloß nichts riskieren. Bloß nicht sich wehren. Andere sind immer stärker. Man kann ja doch nichts machen!"

Monika Eichberg glaubt, ihre Mutter habe sich - im Unterschied zum Vater - nie vom Verlust der Heimat und von ihren Erlebnissen während der Flucht erholt. Die Beschimpfungen, mit denen sie als Flüchtlingskind im Westen empfangen wurde - „Da kommen die Polacken!“ - haben sich tief eingebrannt. Daher auch ihre lebenslange Haltung: Lieber leiden, als den Leuten Anlass zu Klatsch geben.

Nie wieder kehrte Klara Kasza nach Ostpreußen zurück. Als Verwandte erzählten, ihnen hätte ihre Reise in die alte Heimat gut getan, wollte Monikas Mutter nichts davon hören. Niemals, sagte sie, werde sie dorthin fahren und sich den Erinnerungen an so viel Schreckliches ausliefern. Ihre Tochter, die sich in den vergangenen Jahren viel mit dem Thema Trauma auseinandergesetzt hat, stellt sich vor, dass die Mutter als kleines Kind in Ostpreußen mit viel Gewalt konfrontiert wurde, dass sie erlebte, wie Frauen vergewaltigt wurden. „Denn Mutter hat bis heute keine Worte für ‚das Schreckliche‘ gefunden. Sie misstraut Männern grundsätzlich. Zu leiden ist für sie etwas völlig Normales. Sie vermeidet jede Veränderung in ihrem Leben.“

Ein fürsorglicher Ehemann

Monika Eichberg, 1961 geboren, heiratete mit 21 Jahren. Sie war jung und dachte, sie hätte das große Los gezogen: ein liebevoller, fürsorglicher Mann, Akademiker zudem. Sie glaubte, er kenne sich aus im Leben und werde ihr die Welt zeigen. „Er war mein erster Mann“, sagt sie. „Es bereitete mir irgendwie Sorgen, weil ich mit über 20 immer noch keinen Sex hatte. Heute weiß ich: Meine Weiblichkeit war völlig unterentwickelt. Manfred aber konnte ich vertrauen. Ein erfahrener Mann. Ich war schrecklich verliebt.“

Ein Jahr nach der Hochzeit wurde ihr erster Sohn geboren. Da

war sie 22 Jahre alt. Ihr wurde ein Bündel in den Arm gedrückt, und sie wartete darauf, dass ihr warm ums Herz würde. Aber sie empfand keine Mutterliebe. „Mein Mann dagegen war völlig high! So glücklich hatte ich ihn noch nie erlebt.“ Sie dachte damals: Vielleicht bin ich einfach zu jung. Vielleicht kommt die Mutterliebe von selbst, wenn der Kleine und ich uns erst einmal aneinander gewöhnt haben. Es passierte aber nicht. „Ich bekam noch zwei weitere Kinder. Mit ihnen war es ein wenig besser, würde ich sagen. Ich habe alles für meine Kinder getan, aber ich habe keine wirklich tiefe Beziehung zu ihnen bekommen.“

Heute besteht für sie kein Zweifel: Ihre Muttergefühle waren deshalb so gedämpft, weil sie als Kind einer traumatisierten Mutter selbst auch nichts Besseres kennen gelernt hatte. Eine Psychotherapie, die sie mit 35 Jahren begann, und die Lektüre von Fachliteratur haben Monika Eichberg geholfen, zu verstehen, in welchem Ausmaß unverarbeitete Kriegserlebnisse noch zwei Generationen später nachwirken können.

Besonders interessierten sie in diesem Zusammenhang die frühkindlichen Bedürfnisse, wie sie in der Entwicklungspsychologie beschrieben werden. Dabei ist sie auf die Arbeit des Bindungsforschers Karl Heinz Brisch gestoßen. Er schreibt: „Eine Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung zwischen Eltern und Kind ist die Verarbeitung von elterlichen Traumatisierungen aus der eigenen Kindheitsgeschichte.“ⁱⁱⁱ

Was ist emotionale Offenheit?

Eltern, die sich von schweren seelischen Verletzungen nicht erholt haben, sind in der Regel nicht in der Lage, auf ihren Säugling emotional offen zu reagieren. Aber genau das braucht ein Kind für den Aufbau eines sicheren Bindungsmusters - eine der Grundlagen seiner psychischen Stabilität. Emotionale Offenheit, was versteht man darunter? Die Münchner Kinderpsychiaterin Mechthild Papoušek zählt auf: „Sich auf die Entwicklung und die Erfahrungswelt des eigenen Kindes

einlassen; sich von seinen Signalen, Interessen, Vorlieben, Freuden und Kümernissen leiten lassen; sich dabei auf die eigenen intuitiven Kompetenzen verlassen; sich zu Spiel und Erfindungslust mit dem Baby verführen lassen; und bei all dem mit dem Baby sprechen.“^{iv}

Davon war Monika Eichberg als junge Mutter weit entfernt. Aber sie holte sich Hilfe und erfuhr: Menschen sind nicht nur intellektuell entwicklungsfähig, sie können auch emotional erwachen und damit wachsen. Heute ist Monikas Mutterliebe voll aufgeblüht. Sie sagt: „Wenn ich meine Kinder sehe, geht mir das Herz auf.“

Vor drei Jahren ist Monika Eichberg ausgezogen. Ihre Kinder blieben mit dem Vater im Haus wohnen. Monika will grundsätzlich nicht viel über Manfred sagen, schon gar nichts Schlechtes. Das große Missverständnis ihrer Ehe beschreibt sie so: Sie wollte einen Mann – er wollte Kinder. „Unsere Kinder konnten keinen besseren Vater haben. Er hat viel zu Hause gearbeitet, und sich deshalb viel um sie kümmern können.“ Als sich Monika nach dem dritten Kind gegen seinen Willen sterilisieren ließ, verlor er das sexuelle Interesse an ihr. **Während einer Therapie machte Monika eine Entdeckung.** „Ich begriff, dass ich mich von zwei Kriegskindern gängeln ließ – von meinem Mann und von meiner Mutter – von zwei Traumatisierten, die selbst ein sehr eingeschränktes Leben führten, aber immer wussten, was gut für mich war.“

Manfred Eichberg überlebte als Vierjähriger im Sommer 1943 die verheerenden Luftangriffe auf Hamburg. Man zählte 35 000 Tote, über 100 000 Verletzte, eine Million Obdachlose. Unter der Bezeichnung „Feuersturm“ ging die Katastrophe in die Stadtgeschichte ein – die tiefste Zäsur des 20. Jahrhunderts.

Ein neues Ziel: Abitur

Mit Anfang 30 verdüsterte sich Monikas Lebensfreude, die sie dem lustigen Vater ihrer Kindheit verdankte. Doch sie wollte nicht den Weg ihrer Mutter gehen, den Weg des Leidens, worüber

diese nie aufgehört hatte zu klagen. Heute, da sich Monika Eichberg einiges Wissen über das Erbe von Familienmustern angeeignet hat, will sie auch nicht ausschließen, dass sie unbewusst den Spuren der recht unkonventionellen Großmutter väterlicherseits folgte, die wegen ihres eigenwilligen Lebenswandels keinen guten Ruf in der Familie hatte.

Wie auch immer: Als Monikas jüngstes Kind fünf Jahre alt war, überraschte sie ihren Mann mit dem Wunsch, sie wolle das Abitur nachholen. Weiter dachte sie damals noch nicht. Es ging ihr zunächst nur um eines: um Veränderung. Sie wollte frische Luft in ihr Leben hineinlassen. Drei Jahre lang war Monika Mutter, Hausfrau und Abendschülerin. Nach dem bestandenen Abitur begann sie ein Studium der Betriebswirtschaft. Ehemann und Mutter verstanden ihren Schritt nicht. Sie meinten, Monika könne doch, wenn sie sich langweile, wieder halbtags als Friseurin arbeiten.

Mir gegenüber möchte sich Monika Eichberg nicht länger als nötig mit Schilderungen der Hindernisse aufhalten, die sich ihr in den Weg stellten, und der vielen Tiefs, die sie durchlitt - begleitet von einer ständigen Angst und Unsicherheit, ob sie auch wirklich die richtige Entscheidung getroffen habe. Der Widerstand von Seiten des Mannes, der Kinder und natürlich ihrer Mutter muss enorm gewesen sein. Hauptvorwurf: Sie denke nur an sich, sie sei egoistisch, sie sei verantwortungslos. Aber letztlich ließ sich Monika Eichberg nicht mehr beirren. Sie fand Unterstützung bei ihrer Lieblingstante und bei einer erfahrenen Psychotherapeutin. „Ich kam aus einem Milieu, in dem so etwas wie Therapie unbekannt ist“, erklärt sie mir. „Dass ich dann doch über meinen Schatten gesprungen bin und mir Hilfe geholt habe, hatte aber nichts mit meinem Unabhängigkeitsdrang zu tun, sondern mit meiner zwölfjährigen Tochter. Eines Tages war mir aufgefallen: Ich behandle Julia genauso wie früher meine Mutter mich. Ich mache sie genauso mit Worten nieder! Wenn ich stark unter Stress stand, habe einfach kein gutes Haar mehr an

Julia gelassen. Sie diene mir als Blitzableiter.“

Der jugendliche Sohn rastet aus

Monika Eichbergs Geschichte ist auch die Geschichte ihrer Kinder. Da ist der Älteste, Oliver, inzwischen 25 Jahre alt. Wie seine Mutter es beschreibt, haben sie heute eine gute Beziehung, aber das ist eine relativ neue Entwicklung. „Früher kriegte ich keinen Draht zu ihm“, bekennt sie. Oliver sei als Kind und Jugendlicher sehr angepasst und zurückhaltend gewesen. Kurz vor seinem Abitur äußerte der Sohn Suizidgedanken. Seine Freundin hatte ihn verlassen und war nun mit einem seiner besten Freunde zusammen. Also hatte er gleich zwei wichtige Menschen auf einen Schlag verloren. Seine Eltern wollten ihn trösten, sie wollten ihm helfen, aber sie bekamen keinen Kontakt zu ihm. Dann kam der Tag, als er seine Zimmereinrichtung kurz und klein schlug. Dabei entwickelte er Bärenkräfte. Niemand konnte ihn bremsen. Sein Vater wollte ihn in die Psychiatrie einweisen lassen. Er hatte schon den Telefonhörer in der Hand - da griff Monika ein. „Ich wusste, die Klinik wäre für meinen Sohn genau das Verkehrte gewesen. Und inzwischen ließ ich mir auch nichts mehr ausreden, wenn ich etwas als richtig empfand. Als Oliver sich ein bisschen beruhigt hatte, sagte ich: Ich werde Dir helfen. Ich weiß zwar noch nicht, wie, aber ich werde Dir helfen. Das geht aber nur, wenn auch du wirklich Hilfe willst.“

Sie fand einen Psychotherapeuten, der Oliver nach kurzer Zeit aus seiner Krise hinausführte. „Und ich saß derweil bei meiner Therapeutin“, erzählt die Mutter, „denn ich wollte begreifen, was mit meinem Sohn und mir schief gelaufen war.“ Das Drama mit ihrem Ältesten ereignete sich während einer Zeit, als sie immer wieder mit dem Gedanken spielte, ihren Mann zu verlassen, aber glaubte, sie dürfe es ihren Kindern nicht antun. Sie entschied damals, noch sieben Jahre zu warten, bis der Jüngste sein Abitur bestanden hatte.

Ihre Beziehung zu Marcus, erklärt sie, sei immer schon eine

besondere gewesen. Er, das Sorgenkind der Familie, habe von Anfang an eine labile Gesundheit gehabt. Mit fünf Jahren wurde bei ihm eine Wachstumsstörung diagnostiziert. Den Eltern wurde von Fachärzten vorausgesagt, das Kind werde weiterhin zu langsam wachsen, aber in späteren Jahren alles nachholen. Als Jugendlicher schien Marcus mit 1,60 Meter das Äußerste erreicht zu haben.

Zu diesem Zeitpunkt merkte Monika: Sie konnte das stumme Versprechen, das sie ihren Kindern gegeben hatte, nicht mehr einhalten. Inzwischen war sie finanziell unabhängig. Sie hatte ihr Studium abgeschlossen und als Diplomkauffrau eine gute Stelle in einem internationalen Konzern gefunden. Schnell stieg sie dort auf. Auch wurde sie in den Betriebsrat gewählt. Doch gesundheitlich ging es ihr immer schlechter; Rückenbeschwerden, Migräne und eine Gebärmutterentzündung, die chronisch zu werden drohte. Monika Eichberg erzählt: „Eines Tages war mir klar, ich muss gehen! Sonst werde ich ernsthaft krank – sonst gehe ich drauf!“ Wie nicht anders zu erwarten, habe ihr die Mutter die Hölle heiß gemacht. „Allerdings sehe ich auch“, sagt Monika, „wie fassungslos sie vor meinem Entschluss stand und dass sie sich furchtbare Sorgen machte. Ich kann meine Mutter heute in ihrem ganzen Elend erfassen. Da blutet mir manchmal das Herz. Ich sehe das ganze eingeschränkte Leben in ihrem Gesicht. Mehr konnte sie daraus nicht machen.“

Nachdem Monika Eichberg ausgezogen war, erlebte Marcus, der Jüngste, einen Entwicklungsschub. Innerhalb eines Jahres wuchs er 20 Zentimeter. Das ist jetzt drei Jahre her. Marcus steht heute kurz vor dem Abitur. Seine Mutter freut sich sehr auf die Feier. Wieder einmal wird sie mit der ganzen Familie zusammen sein – so wie sie jeden Geburtstag und jedes Weihnachtsfest zusammen mit ihrem Mann und ihren Kindern in dem Haus verbringt, das einmal auch ihr Zuhause war. Monika Eichbergs äußerlicher Befreiungsprozess ging Hand in Hand mit einem persönlichen Entwicklungsprozess und der

schloss das Wachsen einer starken weiblichen Identität mit ein. Die erlebe sie nun im Zusammensein mit ihrem neuen Freund. „Dieser Mann ist das Beste, was mir passieren konnte.“ Sie sucht nach Worten des Vergleichs, um zu beschreiben, wie ihre Emanzipation ihre Sinnlichkeit gesteigert habe. „Wie soll ich das erklären? Vielleicht so: Wenn man die ganze Zeit nur trocken Brot bekommt und nicht weiß, dass es Kuchen und Torte gibt, dann hält man trocken Brot für gutes Essen. - Meine Güte!“, unterbricht sie sich lachend. „Das ist ja schon wieder so ein Bild von Krieg und Not! Es steckt doch alles tiefer, als man glaubt.“

Kurz nach Erscheinen des Buchs „Kriegsenkel“ telefonierte ich mit **Monika Eichberg**. Sie erzählte mir folgendes: Sie hatte gerade mit einer Freundin eine Reise gemacht. Sie wollte das Heimatdorf ihrer Mutter und Großeltern in Ostpreußen sehen. Als sie ankam, habe sie lange weinen müssen. Sie sagte:

„Ich habe auf den Stufen der kleinen ev. Kirche gehockt, und die Tränen strömten nur so über mein Gesicht. Es war eine tiefe, tiefe Trauer in mir. Über das ganze Unglück meiner Mutter, über das meiner Großmutter. Ich war auch traurig darüber, weil ich das Unglück meiner Mutter über so viele Jahre überhaupt nicht verstanden habe.“

Monika Eichbergs Tränen im Heimatdorf der Großeltern bezogen sich aber auch auf ihr eigenes Unglück. über die vielen Jahre als Jugendliche und Erwachsene, als sie nicht wusste, wer sie war und immer das Gefühl hatte, sich völlig falsch zu verhalten oder nicht richtig im Kopf zu sein.

Und dann erzählte sie von einer Erkenntnis: „Ich habe immer gesagt. ich komme aus einer Arbeiterfamilie. In dem Dorf habe ich erstmals gespürt und verstanden, dass meine Wurzeln auch die von Bauern sind.“

Drei Monate danach reisten überraschender Weise auch ihre Eltern nach Ostpreußen. Die alte Mutter fuhr tatsächlich noch einmal in ihr altes Dorf. Als sie vor dem Haus stand, das sie und ihre Mutter vor 65 Jahren verlassen hatten, fing sie so heftig an zu zittern, dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Das einzige, was sie zu ihrem Mann noch sagen konnte war: „Bring mich von hier weg!“ Es ist also genau das geschehen, was sie es immer befürchtet hatte.

Und noch einen letzten Gedanken: Es gibt in Deutschland keine Familie, an der der Krieg und die NS-Zeit spurlos vorbeigegangen sind. Was und heute fehlt, sind nicht die historischen Fakten, sondern ein Verständnis für die *Auswirkungen* dieser Vergangenheit. Die zentrale Frage lautet: Was bedeutet die Erbschaft aus NS-Vergangenheit, Holocaust und Krieg für unsere persönliche Identität, für unsere Familienidentität, aber auch für unsere gesellschaftliche Identität?

ⁱ Schweins, Esther *Wiederkehr der Kindheitsängste*. In: ZEITmagazin LEBEN, Nr. 15, 3. 3.4.2008.

ⁱⁱ Brisch, Karl Heinz: *Bindungsstörungen und Trauma*. In: Brisch, Karl Heinz, Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Bindung und Trauma*. Stuttgart 2003, S. 130.

ⁱⁱⁱ Brisch, Karl Heinz: Eltern-Säuglings-Therapie. Von der Prävention zur Beratung und Therapie. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene*. Stuttgart 2008, S. 318.

^{iv} Papoušek, Mechthild: *Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Die Sprache des Säuglings im Entwicklungskontext der Zwiesprache mit den Eltern*. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene*. Stuttgart 2008, S. 333.